

91

(Nachdruck untersagt.)

Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimáček.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Czechischen.

„Er ist in 'n Wald hinein“, meldete Lena. Doch Wenzel hörte kaum noch auf sie. Er ging auf den kleinen Platz auf und ab, hin und wieder zu Lena, welche ihn beobachtete, schein ausblidend. Er wurde die ganze Schwere des Augenblicks und die Nothwendigkeit einer Entscheidung inne. In seinem Innern tobte ein Kampf. Auf seinem Mund fühlte er noch Lena's feuchte Lippen, an seiner Brust und seinen Armen die Wärme ihres Leibes; er sah sie groß vor sich, stark, mit dem wunderbaren Blick, den üppigen Lippen, dem stürmisch wogenden Busen und den herabhängenden Händen, die mit der groben Schürze spielten; — ihre Augen sahen ihn immer glühender an, er ahnte, daß ihr Herz vor Verlangen erbebte. Gleichzeitig jedoch stellte er sich vor, wie Kucharz bereits Hurrych aussucht oder geradenwegs zur Veruna geht und ihn anklagt. Diese Vorstellung dämpfte jäh die Leidenschaft und schiebt alle Rücksichten auf Lena in den Hintergrund. Er wird sich vor Veruna verantworten, er wird, falls er's nicht zum Bruch kommen lassen will, Erklärungen abgeben müssen. Schließlich, das gelingt noch immer, um einen guten Einfall ist man nie verlegen, und das Mädel ist nicht hochbeinig. Doch mit Lena wird's dann ganz und gar aufhören müssen. Und das mag er nicht, das wäre doch zu schade . . . Wie aber soll er sich von Lena verabschieden? Soll er ihr etwa direkt nahelegen, nicht mehr herzukommen, überhaupt nicht mehr an ihn zu denken? So viel Muth besaß er nicht, fühlte jedoch andererseits, daß er nicht mehr wie sonst von ihr gehen konnte, daß er ihr wenigstens andeuten mußte, die Sache könnte nicht so fortgehen. Was wird sie sagen oder thun? Das wird ja eine fürchterliche Wirkung auf sie üben, das fürchtete er! Fast erbarmte ihm die Dirn; sie hat ihn so lieb, hat ja erst vor einer Weile gesagt, sie könnte nicht länger leben. Aber sie behauptete auch, daß er keiner anderen angehören dürfe. Jetzt erinnerte sich Wenzel lebhaft daran und zuckte zusammen.

Lena trat auf ihn zu.

„Es ärgert Dich, weil er uns gesehen hat?“ fragte sie mit gedämpfter Stimme, der man ein leises Beben anmerkte. „Wir müssen vorsichtiger sein, Lena,“ versetzte Wenzel gleichfalls halblaut; doch wie er sie bei der Hand faßte und auf sie einsprach, wurde sein Ton wärmer.

„Hier kommen wir nicht wieder zusammen, er könnte uns ein zweites Mal antreffen. Am besten wird's sein . . .“

„Gut. Wo treffen wir uns?“ fiel ihm Lena ungeduldig ins Wort.

„Am besten wird's sein,“ fuhr er mit einem Händedruck fort, „wenn wir zwei, drei Tage nirgends zusammenkommen.“

„Nirgends?“ schrie sie auf und sah ihn mit weit aufgesperrten Augen an. „Im Wald nicht und in der Fabrik nicht?“

„Ich mein bloß, aus Vorsicht. Mir wird's ja auch schwer fallen,“ beschwichtigte sie Wenzel.

„Nein, nein, nein!“ rief sie leidenschaftlich, „wir müssen zusammentreffen, es wär' mein Tod, wo immer, bei einem anderen Dorf, aber sehen muß ich Dich. Hörst Du?“

„Ich sag Dir's also morgen. Heute können wir uns nicht länger aufhalten . . .“

„Wenzel, ich bitt' Dich um alles in der Welt, schwör' mir noch einmal, daß Du mich nicht verläßt.“

Bei diesen Worten hing sie mit ihren Blicken förmlich an ihm.

„Geh', geh', Du glaubst mir nicht?“

„Schwör'! Sag': ich soll sterben!“

„Ich soll sterben,“ sprach Wenzel halblaut. Die Beklemmung schnürte ihm die Kehle zu.

Lena flog ihm an den Hals und drückte ihm einen leidenschaftlichen Kuß auf die Lippen. Dann verschwand sie ohne ein Wort im Dunkel.

Sie rannte zu den Arbeiterwohnungen. Alle Augenblicke stieß sie an einen Baumstumpf, stolperte und verwundete sich am Wurzelwerk, oder ihr Fuß glitt auf dem glatten Moos der Böschung hinab. Das beachtete sie jedoch nicht; selbst wenn sie

in einen Abgrund gestürzt wäre, würde sie sich dessen nicht bewußt geworden sein. Ihr Herz pochte mächtig, die Kehle war ausgetrocknet, der Blick wurde trüb, so daß sie selbst bei aufmerksamem Zuschauen in dem herrschenden Dunkel den Weg und die Umrisse der Bäume kaum erkannt hätte. Im Kopfe hatte sie ein Säusen und Brennen und verspürte dort oft einen Stich, als würde ihr ein Nagel eingetrieben. Mehr aus Gewohnheit als mit klarem Bewußtsein gelangte sie ins Zimmer. Ihr Schritt war lautlos, trotzdem hielt sie den insolge des Laufens beschleunigten Athem an. In dem niedrigen Zimmer war's finster; durch die kleinen Fenster fiel heute weder ein Strahl des Mondes noch Sternenlicht auf die Dielen. An der Wand im Winkel war ein Strohsack, darauf eine Decke und ein hartes Polster; es war ihr Lager. Sie schlich hin, setzte sich still darauf und stützte den Kopf in die Hände. Die heiße Luft hier lag ihr schwer auf der Brust, sie hätte gern ein Fenster aufgethan, doch ließ sie's bleiben, weil sie fürchtete, die Schlafenden zu wecken. Leicht hob sie den Kopf und blickte auf. An der gegenüberliegenden Wand traten aus dem Dunkel die Umrisse zweier Betten hervor. Auf dem einen schlief Chwatal, auf dem andern sein Weib mit dem Kind; des letzteren rascher Athem mengte sich mit dem gedehnteren und geräuschvolleren Athemholen ihres Vaters, dessen Strohsack an derselben Wand lag, nur im anderen Winkel, neben der Thür. Es kam ihr gelegen, daß alle schliefen, daß sich beim Knarren der Thür nichts gerührt hatte. Nur heute soll das Kind nicht wach werden! Sie würde mit ihm umfallen, sollte sie's wiegen. Ohnedies geht ihr auch beim Sigen ein Mühlrad im Kopf herum, und die niedrige Decke fällt auf sie. Darum warf sie sich im Kleid, wie sie war, hin und legte die Hände unter den Kopf. Sie sah verschiedene Bilder; bald war's der Wald, bald die Fabrik, bald das Zimmer, aber überall Wenzel dabei. Er stand im Winkel und kam nicht auf sie zu, ja er sprach gar nicht. Sein Blick war so sonderbar . . . Und ihre Füße waren kraftlos, sie konnte sich ihm nicht nähern, konnte ihn nicht umarmen und fragen, was ihm fehlte, und warum er stumm blieb . . . Und nicht möglich, dem peinlichen Zustand zu entinnen! Wenzel's Bild flog immer wieder durch den Kreis ihrer Gedanken, das unerträgliche Bewußtsein ihrer Ohnmacht schnürte ihr die Kehle zusammen. „Was steigt mir da zu Kopfe?“ sprach sie zu sich; „'s ist, als ob mich jemand beschrieben hätte. Er hat geschworen, daß er mich nicht verläßt, er wird doch nicht meinen Tod wünschen!“ Bei diesem Gedanken preßte Lena ihre Hände gegen die Stirn, die zum Zerspringen war. „Ich müßt' rein verzweifeln, rein verzweifeln . . .“ sprach sie halblaut vor sich hin und seufzte laut und schmerzlich auf.

„Mädel, ist Dir nicht wohl?“ erkörnte die Stimme der Chwatala.

„Nein, nein, schlafen Sie nur“, antwortete sie flüsternd und wurde still.

Die Gedanken durchschwirrten jedoch um so rasender ihren Kopf. Besondere einer bohrte in ihrem Hirn: sie sollte Wenzel nicht mehr sehen. Sie faßte sich jedesmal an den Kopf, so oft dieser Gedanke in ihr aufzuckte. „Er kommt ja doch morgen in die Arbeit“, tröstete sie sich gleich darauf, „nicht möglich, daß ich ihn nicht wiederseh'. Er kommt zu mir auf den Boden und sagt mir, wo wir uns abends treffen. Aber es wird jetzt schon kühl . . .“ Sie zog sich die Decke bis zum Hals hinauf und erschauerte vor Kälte. Es kamen ihr noch sonderbarere Sachen in den Sinn. Sie saß mit Wenzel am Rand des Waldes, neben der Straße, nicht weit von den Kasernen. Es war gegen Abend; die Leute zogen aus der Fabrik heim und zeigten auf die heiden. Dann, wie sie schon ganz nahe waren, hörte Lena, wie einer sagte: Daß er sich nicht schämt, so ein gemeines Menich zu heirathen. Die anderen lachten und sangen und tanzten vor ihnen; am meisten stampfte und sprang Kucharz . . . Sie blickte ängstlich zu Wenzel auf, doch er lächelte bloß und sagte zu ihr: „Und wir machen doch Hochzeit.“ — In dem Augenblick waren alle die Tausenden von der Landstraße weggeweht, und Wenzel stand auf und führte sie nach Hzepowiz in die Kirche. „Der hochwürdige Herr,“ sagte er, „erwartet uns schon.“ Sie hörte Glocken läuten und empfand eine unaussprechliche Freude.

Dann aber wurde sie gewahr, daß sie kein Sonntagskleid anhatte, sondern bloß ihr gewöhnliches Fabrikgewand. Sie glaubte, vor Schande vergehen zu müssen, weil Wenzel neben ihr so aufgeputzt war. Sie sagte ihm das auch, er aber meinte bloß: „Komm, es sieht uns niemand.“ Sie wollte sich versichern, ob er die Wahrheit sprach, und blieb wie gelähmt stehen. Hinter ihnen her lief jenes Mädchen, mit dem sie Wenzel im Walde gesehen hatte, mit seidnem Kopftuch und Nieder und rauschenden Röden. Schon hat sie das Paar eingeholt, Wenzel bei der Hand genommen; der entretzt sich ihr, sie hascht nach ihm. Lena fühlt alle ihre Kräfte schwinden, Angst bemächtigte sich ihrer, doch vermochte sie weder sich zu rühren, noch zu rufen, obwohl sie jenes Mädchen Wenzel immer näher kommen sah und laut lachen hörte. Wollte sie nicht umfallen, mußte sie sich an einen Baum anhalten. Sie merkte, wie Wenzel's Kräfte nachließen, wie's immer mehr finstler wurde und daß es zur Kirche nun schon zu spät war. Gewiß, denn der Mond ist im Aufsteigen, und die Straße liegt in silbernem Licht. Da hat jenes Mädchen Wenzel's Hände erfaßt, und schon schleppt es ihn zum Dorf . . . in die Kirche . . . Entsetzt sieht Lena sich um, ob niemand in der Nähe, und erblickt hinter einem Baum einen zweirädrigen Karren. Drin liegt ein Hammer. Den packt sie und jagt mit dem Aufwand ihrer letzten Kräfte der Angreiferin nach. Vor den Augen wallt ihr Nebel, dafür hört sie das gellende Lachen jenes Mädchens und ihr Rufen. Sie erhebt den Arm und läßt den Hammer niedersausen. Ein Schrei, Lena sieht hin — auf dem Boden wälzt sich in seinem Blute Wenzel. Der Karren steht nun ganz nahe bei ihm, und das Blut, das von seiner Stirn rinnt, färbt die verstaubten Räder . . . Jenes Mädchen ist spurlos verschwunden, auf der Landstraße keine lebende Seele. Lena spürt einen Stich im Kopfe, fällt zu Boden und ringt nach Athem. Endlich bringt sie doch einen Seufzer hervor und erwacht. Verwundert blickt sie nach allen Seiten; erst viel später wird sie gewahr, daß sie auf ihrem Strohsack liegt, neben ihr der Vater und die Schwatalka knien. Sie greift sich an den Kopf, ein kalter Umschlag liegt auf der Stirn. Langsam schließt sie die Augen wieder, die Ohnmacht befällt sie von neuem.

Sie hört aber noch, wie ihr Vater leise zur Schwatalka spricht: „Gerade so hat sie's vor zwei Monaten erwischt, aber es dauerte nur zwei Tage.“

Aber auch Wenzel verbrachte eine elende Nacht. Nach dem Abschied von Lena empfand er es zunächst als eine Wohlthat, daß sie nicht mehr bei ihm war, daß er weder nöthig hatte, sie zu beschwichtigen, noch auch eines Ausbruches ihres Temperamentes gewärtig zu sein, sondern daß er ganz im Stillen erwägen konnte: Was weiter? Es war so gut wie sicher, daß Kucharz ihm schon seit einigen Tagen nachstellte und ihn heute erst ertappte. Jetzt rennt er gewiß ins Dorf und wird Bieta, Hurch und am Ende Beruna selbst von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen. Vielleicht lohnte sich's ihm nachzulaufen, ihn einzuholen und zu ersuchen, von der Sache kein Aufhebens zu machen. Der Gedanke war kaum gefaßt, als Wenzel sich in raschere Gangart setzte, im Dunkel vorwärtsdrang und ab und zu einen Pfiff oder Ruf, der Kucharz zurückhalten sollte, erschallen ließ. Während dem war ihm aber ganz jämmerlich zu Muth. Was wird er Kucharz jagen, was wird er ihm aufbinden? Er wird ihn bitten müssen, Schweigen zu beobachten — er, Frabil, wird dem verhassten Kucharz, dem gegenüber er aus seiner Geringschätzung nie ein Hehl machte, bitten müssen. Unversehens verlangsamte Wenzel seine Schritte, und auch sein Pfeifen und Rufen ward schwächer.

Kucharz mochte es überhören, denn nichts Peinlicheres, als eine Begegnung mit ihm. Zufrieden, daß sein Anrufen unerwidert blieb, fühlte sich Wenzel andererseits entlastet, er that ja seine Gewissenspflicht; er wollte zum mindesten diesem Menschen gegenüber einen Theil seiner Schuld bekennen, ihn durch Bitten zum Schweigen veranlassen und so ohne weitere, noch ärgere Lügen sein Verhältniß zu Beruna wieder auf gleich bringen. Das wird ihn eine Ueberwindung und Demüthigung kosten, gleichviel; es ist besser, als abzuwarten, bis Kucharz mit der Geschichte herausrückt; dann müßte er vor Hurch und Beruna Ausflüchte suchen. Oder wie wär' es, er leugnete alles rundweg ab? Könnte er nicht Kucharz ins Gesicht sagen, er habe sich geirrt, es sei nicht wahr, er lüge, ein anderer sei mit Lena im Wald gewesen? Ja, das erforderte Ueberlegung. Fände er Glauben, wäre der Knoten mit einem Male durchhauen, Kucharz hätte von seinem Spioniren höchstens Spott und Hohn. Aber wird er Glauben finden?

Daran begann Wenzel zu zweifeln. Die Umstände waren wider ihn. Lena pflegte sich abends außer Hause aufzuhalten — er auch. Sowie nun Kucharz mit den Sachen herausrückt, hat das Herumstreichen einen natürlichen Erklärungsgrund gefunden; und sollten auch Beruna und Hurch nicht sofort überzeugt sein, die anderen werden es umjomehr und bringen Hurch und seine Schwester leicht auf ihre Seite. Das Ablegen würde ihm also nur schaden. Er wird lieber Kucharz erjuchen, von dem Gesehenen keinen Gebrauch zu machen. Ob mit Erfolg? — Wenzel schlich nur noch träge dahin, ob schon es ihm gerade in dem Moment vorkam, als hätte er den Schall schwerer Schritte vernommen; Kucharz dürfte also nicht mehr allzu fern sein. Diese Erkenntniß steigerte seine Gedrücktheit in dem Maße, daß er stehen blieb. Er verlor den Muth, seine Entschlossenheit gerieth ins Wanken. Wenzel suchte sich zu überreden, daß der Wittgang zu Kucharz keinen Erfolg hätte. Wie könnte sich ihm auch der Mann gefällig erweisen? Er, dem es just gelegen kommt, daß er ihn erwischt hat, der ihn haßt, und der sich jetzt für alle Anzuspungen wird rächen wollen! Fällt ihm nicht ein, sich kapern zu lassen! Alle Selbstüberwindung und Demüthigung wäre vergeblich! Kucharz würde es köstlich finden, würde ihm vorhalten, wie er sich doch zum Bitten hätte bequemen müssen; aber ein Narr, der mit solcher Botschaft hinterm Berge hält. Durfte ja Kucharz gerade von einer Enthüllung die Abkehr Beruna's von Wenzel erhoffen.

Die Schritte waren wieder verhallt. Wenzel verharrete noch immer auf demselben Fleck. Nach einer Weile that er, unentschieden, wie er war, einige Schritte vorwärts. Wie wär's denn, fiel ihm beiläufig ein, wenn er sich sofort, jetzt bei Nacht, zu Beruna aufmache und vor Kucharz bei ihr einträte? Aber, tröstete er sich gleich darauf, der Mensch wird doch nicht bei nachtschlafender Zeit bei Hurch's einsallen; höchstens daß er Hurch alles brühwarm aufstischt und in der Früh Bieta dann zu ihrer Freundin läuft. Einen Zweck hätte es, wenn er beim Kollegen Hurch früher als Kucharz, oder wenigstens gleich nach dessen Besuch vorpräche. Er beschleunigte schon wieder seinen Schritt, um den Plan zur Ausführung zu bringen. Doch kam er unterwegs zu der Einsicht, wie er durch dies sein übereiltes Beginnen den Verdacht bloß verstärken würde — denn dadurch legt er wirklich Furcht und Angst an den Tag — und wie es eigentlich das erspriesslichste wäre, die Folgen abzuwarten und dann durch einen glücklichen Einfall dem Ganzen eine spaßhafte Wendung zu geben. Was das für ein Einfall wäre, wußte er noch nicht. „s kommt schon einer ungerufen,“ redete er sich ein, durch das Endergebniß seines Nachsinnens befriedigt, und fand gleich hundert Gründe für das Zutreffende solchen Raisonnements, die ihm dasselbe als ganz vortrefflich erscheinen ließen. Der Hauptgrund aber war, daß er für den Moment der Sorge, wie und was er als Thatbestand aufzuschreiben wollte, desgleichen des peinlichen Gedankens an eine Demüthigung vor Kucharz überhoben war; er kommt ins Bett, und der rettende Einfall wird sich schon melden.

Raschen Schrittes begab er sich heim, schlüpfte geräuschlos ins Zimmer und suchte sein Lager auf. Aber einschlafen konnte er nicht. Die Gedanken hielten ihn wach. Er war hinter jenem glücklichen Einfall her, der dem ganzen eine spaßhafte Wendung geben sollte. Die Sache so darzustellen, als ob sein Zusammentreffen mit Lena ein bloß zufälliges gewesen wäre, und er, wenn schon, denn schon, die Gelegenheit zu einem Spaß benützt hätte, schien ihm denn doch eine zu flauere Ausrede; anderes fiel ihm jedoch nicht ein, ob schon er sich bis zur Ermattung abquälte und alle seine Erfahrungen zu rathe zog. Er ist eben in seiner Leidenschaft zu weit gegangen; mit der ersten besten faulen Ausflucht ist ihm nicht gebient. Er war sich über das Bedenkliche seiner Lage ganz klar, besonders wenn er bei alledem an Lena dachte. Mit der Dirn kann er doch nicht ohne weiteres brechen, er kann nur allmählig loskommen; auch wär's ein Unsin, er ist gerade im besten Zug und möchte nicht Knall und Fall auf die Liebchaft verzichten. Darüber hinaus stellte er Betrachtungen an über die Folgen, die ein jäher Bruch für Lena sowohl wie für ihn haben könnte. Wer bürgt ihm dafür, daß sie in ihrer Leidenschaft nicht selbstvergessen das Geheimniß ihrer Liebe preisgibt, daß sie nicht in der Fabrik alle seine Zusagen an die große Glocke hängt, alle seine Rüsse verräth?

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck untersagt.)

Die Furcht.

Novelle von Guy de Maupassant.

Deutsch von

Wilhelm Lienthal.

Nach dem Frühstück gingen wir auf die Schiffsbrücke hinunter. Vor uns lag das Mitteländische Meer wie ein klarer, glatter Spiegel. Das große Fahrzeug, auf dem wir uns befanden, glitt dahin und verdunkelte den sternbesäeten Himmel mit seinem schwarzen Rauche.

Wir waren acht Personen und bewunderten die herrliche Landschaft. Der Kapitän, der seine Zigarre rauchte, nahm plötzlich die Unterhaltung vom Diner wieder auf und sagte:

„Ja, ich hatte an jenem Tage Furcht. Mein Fahrzeug sah, vom Sturme gepeitscht, sechs Stunden lang auf den Sandbänken fest. Glücklicherweise wurden wir gegen Abend von einem englischen Schooner, der uns bemerkte, aufgenommen.“

Jetzt nahm ein großer Mann mit sonnenverbranntem Gesicht und ernstem, schwermüthigem Ausdruck, dem man auf den ersten Blick ansah, daß er viele Länder gesehen und viele Gefahren bestanden, das Wort:

„Sie sagen, Herr Kapitän, Sie hätten Furcht gehabt, aber das glaube ich nicht. Sie täuschen sich über die Bedeutung des Wortes und über die Empfindung, die Sie gehabt. Ein energischer Mann hat angesichts der Gefahr niemals Furcht. Er ist bewegt, erregt, ängstlich, aber Furcht ist etwas ganz anderes.“

Lachend erwiderte der Kapitän:

„Nun, ich bürge Ihnen dafür, daß ich Furcht hatte.“

Der Mann mit dem sonnenverbrannten Gesicht fuhr mit langfamer Stimme fort:

„Seitlatten Sie mir, mich näher zu erklären. Die Furcht (und die furchtloseten Menschen können Furcht haben) ist etwas entsetzliches, eine gräßliche Empfindung, sozusagen ein Krampf des Herzens und der Sinne, aber diese Empfindung kann bei einem tapferen Menschen weder bei einem Angriff, noch bei dem unvermeidlichen Tode, noch bei allen bekannten Formen der Gefahr eintreten. Sie tritt nur ein unter gewissen anormalen Umständen und unter bestimmten geheimnißvollen Einflüssen. Die wahre Furcht ist gleichsam die Erinnerung an längst vergessene Schrecknisse. Ein Mann, der an Geister glaubt und sich in der Nacht einbildet, er sehe ein Gespenst, empfindet die Furcht wirklich in ihrer ganzen entsetzenerregenden Größe. Ich habe die Furcht vor ungefähr zehn Jahren am hellen Tage kennen gelernt, dann ist sie mir erst wieder im letzten Winter in einer Dezembernacht begegnet.“

Und doch habe ich viele Gefahren überstanden, die tödlich auslaufen konnten. Ich habe mich oft geschlagen, Räuber haben mich überfallen, die mich für todt liegen ließen. Ich wurde als Insurgent in Amerika zum Tode verurtheilt und in China von einer Schiffsbrücke in das Meer geworfen. Jedesmal, wenn ich mich verloren geglaubt, war ich auf das Aeußerste gesaßt, ohne die geringste Furcht zu empfinden.

Die Furcht lernte ich in Afrika kennen, und ich will Ihnen die Geschichte derselben nicht vorenthalten:

Afrika ist eines der seltsamsten Länder der Welt. Sie haben wohl alle von den unendlichen Sandwüsten gehört. Nun denken Sie sich einmal den Ozean, anstatt aus Wasser, aus Sand bestehend. Denken Sie sich einen Ozean, anstatt aus Wellen, aus gelbem Staube. Diese Wellen sind berghoch, ja noch größer, und sturzen dahin, wie der Grundbegriff des entsetzten Elements.

Auf dieses furchtbare Meer gießt die verzehrende Sonne ihre entsetzlichen Gluthen, herab und durch diese Sanddügel muß man schreiten, unaufhörlich, ohne Ruhe, ohne Raht. Die Pferde schnaufen, sinken bis an die Knie in den Sand und straucheln beim Ueberstreiten der stets sich neu bildenden Sandberge.

Wir waren zwei Freunde, in Begleitung von acht Spahis und vier Treibern mit zwei Kameelen. Wir sprachen nicht mehr, denn wir erlagen unter der Hitze und der Ermüdung. Plötzlich stieß einer der Männer einen Schrei aus, wir machten Halt und blieben unbeweglich, überrascht von einem unerklärlichen Phänomen, das den Reisenden jener öden Gegenden bekannt ist.

Von irgend einer Seite, von unbestimmter Richtung her hörten wir ein Trommeln, das geheimnißvolle Trommeln der Sanddünen; bald stärker, bald schwächer, hielt es von Zeit zu Zeit an, um sein phantastisches Rollen dann wieder aufzunehmen.

Die Araber sahen sich entsezt an, und der eine sagte in seiner bilderreichen Sprache:

„Der Tod schwebt über uns.“

In demselben Augenblick fiel mein Freund, den ich wie einen Bruder liebte, vom Sonnenlicht getroffen, vom Pferde und blieb todt im Sande liegen. Zehn Stunden lang, während ich vergebens versuchte, ihn wieder zum Leben zu erwecken, hörte ich dieses unerklärliche Trommeln und fühlte, wie die Furcht, die wahre, die entsetzliche Furcht mich beschlich, und die Haare sträubten sich mir beim Anblick des geliebten Leichnams in diesem von der Sonne ausgebrannten Erdwinkel. An jenem Tage begriff ich, was es heißt, Furcht haben, und noch besser habe ich es ein zweites Mal erfahren.

Der Kapitän unterbrach den Erzähler:

„Verzeihung, mein Herr, wissen Sie etwas Näheres über das Trommeln?“

Der Reisende erwiderte:

„Nein, niemand weiß es! Die Offiziere, die oft dieses seltsame Geräusch hören, meinen sämmtlich, es sei das vergrößerte, vervielfältigte Gao, das aus den Sanddünen kommt, mit anderen Worten also eine Fata Morgana des Tones. Das ist alles, mehr kann ich Ihnen darüber nicht sagen und will Ihnen jetzt meine zweite Erscheinung der Furcht erzählen: Es war im letzten Winter in einem Walde des nordöstlichen Frankreichs. Die Nacht brach zwei Stunden früher herein, so dunkel war der Himmel. Ich hatte zum Führer einen Bauern, der an meiner Seite unter den hohen Fichten dahinschritt. Ein entsetzlicher Sturm heulte, und manchmal bog sich der ganze Wald; trotz meines schnellen Schrittes und meiner schweren Kleidung fröstelte mich. Wir sollten bei einem Feldhüter, dessen Haus nicht mehr fern lag, Obdach finden; dort wollte ich jagen. Mein Führer hob manchmal die Augen gen Himmel und murmelte:

„Entsetzliches Wetter!“

Dann erzählte er mir von den Leuten, bei denen ich übernachtet sollte. Der Vater hatte vor zwei Jahren einen Wilddieb erschossen und war seitdem tief sinnig geworden. Seine zwei verheiratheten Söhne lebten bei ihm. —

Es war nach und nach tief dunkel geworden und schweigsam schritten wir in der undurchdringlichen Finsterniß einher. Endlich bemerkte ich ein Licht, und bald klopfte mein Gefährte an die Thür des mir zum Nachtlager bestimmten Hauses. Von innen hörten wir kreischende Frauen, dann fragte eine tiefe Männerstimme:

„Wer ist da?“

Mein Führer nannte seinen Namen und wir traten ein.

Ein alter Mann in weißen Haaren und mit wirren Blicken erwartete uns mit geladenem Gewehr in der Mitte der Küche, während zwei mit Alexen bewaffnete große Burtschen die Thür hüteten. In den düstern Winkeln lagen zwei Frauen auf den Knien und weinten.

Der Alte setzte die Waffe beiseite und befahl, mein Zimmer in Ordnung zu bringen. Da die Frauen sich aber nicht rührten, so sagte er zu mir:

„Sehen Sie, mein Herr, ich habe heute vor zwei Jahren einen Menschen getödtet. Im vorigen Jahre wollte er mich holen, heute erwarte ich ihn wieder.“

Ich beruhigte ihn, so gut ich konnte, erzählte Geschichten und schließlich gelang es mir auch, die Gespensterfurcht der Anwesenden zu verscheuchen.

Am Herdfener schlief ein alter, fast blinder Hund.

Draußen heulte der Sturm um das kleine Haus, und durch ein winziges, in der Thür befindliches Schießfenster sah ich plötzlich, wie ein Strauch vom Sturme gepeitscht, grell von Blitzen beleuchtet, hin- und her schoß.

Trotz meiner Anstrengungen, sie zu beruhigen, sah ich doch, daß ein tiefer Schrecken die Leute gebannt hielt. Müde und erschöpft wollte ich eben zu Bett gehen, als der alte Feldhüter plötzlich von seinem Stuhle aufsprang, von neuem das Gewehr ergriff und mit wilder Stimme schrie:

„Da ist er, da ist er! Ich höre ihn.“

Die beiden Frauen fielen wieder auf die Knie, und die Söhne ergriffen ihre Alexe.

Ich wollte wieder versuchen, sie zu beruhigen, als der bis dahin schlafende Hund plötzlich erwachte, den Kopf erhob und ein dumpfes, grauenhaft klingendes Geheul ausstieß. Aller Augen richteten sich auf ihn, er stellte sich auf seinen Vloten auf und heulte ununterbrochen, während der Feldhüter wie wahnsinnig ausrief:

„Er ahnt ihn, er ahnt ihn! Er war dabei, als ich ihn tödtete.“

Die beiden Frauen fingen plötzlich an, mit dem Hunde zu heulen und zu weinen, und unwillkürlich befiel mich eine entsetzliche Furcht. Vor was? Das weiß ich selbst nicht! Wir blieben unbeweglich und erwarteten ein entsetzliches Ereigniß. Immer noch jagte der Hund um das Zimmer, roch an den Wänden und heulte. In einem Anfall von Wuth packte der Bauer, der mich hergebracht, das Thier am Halse, öffnete eine kleine nach dem Hofe führende Thür und stieß den Hund mit einem Fußtritte hinaus. Sofort ward es still; aber dieses Schweigen war noch entsetzlicher. Plötzlich jubten wir alle empor: Es hatte draußen leise an die Thür geklopft; dann tappte es wie mit einer leichten Hand, dann hörten wir zwei Minuten lang wieder nichts, darauf kratzte es wieder leise, leise, und plötzlich erschien ein Kopf an dem kleinen Fenster, ein weißer Kopf mit leuchtenden grünen Augen, und gleichzeitig drang ein Ton aus seinem Munde, ein düstres, klagendes Gemurmel.

Plötzlich verbreitete sich Dampf in der Küche. Der alte Feldhüter hatte geschossen, und in demselben Augenblick verbarricadirt seine Söhne die Thür.

Bis zum Morgen blieben wir unbeweglich an derselben Stelle ohne ein Wort zu sprechen. Erst als ein schwacher Strahl der aufgehenden Sonne die Küche beleuchtete, wagte man den Eingang freizugeben.

An der Thür lag mit einer Kugel im Kopfe der alte Hund.

Der Mann mit dem sonnenverbrannten Gesicht schwieg und setzte dann nach kurzer Pause hinzu:

„In jener Nacht hatte ich keine Gefahr zu befürchten, und doch möchte ich lieber die entsetzlichsten Kämpfe bestehen, als jene furchtbare Minute noch einmal durchleben, in der der Greis durch das Schießfenster auf den alten Hund schoß.“ . . .

Kleines Revueleton.

— **Ziener-Jagd.** Von den ersten „Krammetsvögeln“, die an den Berliner Schauenstein erscheinen, kostet das Stück 40–45 Pf. Es sind kleine Dinger, und wenn sie gerupft sind, findet man an ihnen keinen Schrotgang, dafür aber eine Strangulierungsmarke am Hals. Diese Krammetsvögel sind in Schlingen, Dehnen gefangen, und in den meisten Fällen gar keine Krammetsvögel oder Ziener, sondern Singdrosseln. Darum sind sie auch so klein und rappig, sie haben auch nicht den pilanten Geschmack wie die echten. Diese erscheinen um Weihnachten. Je höher der Schnee desto größer sind die Flügel dieser Nordländer. Viel Vogelbeeren muß es allerdings auch geben, sonst verziehen sie sich so schnell wie sie gekommen. Auf den Höhen des Erz- und Fichtelgebirges kann sich das Vergnügen einer Ziener-Jagd fast jeder gönnen, der eine „Puchle“ sein eigen nennt. Das Jagdrevier ist die mit Vogelbeerbäumen, Ebereschen, eingäumte Chauffee. Man pachtet von den betreffenden Gemeinden entweder so und soviel Schritte Chauffeegrund, oder eine Anzahl Bäume, oder man setzt sich auch mit einem Pächter in Verbindung, zottelt mit und schießt mit; die erlegten Vögel muß man dann allerdings dem Pächter abliefern. Zeigen sich die ersten Ziener, dann beginnt das Hüttenbauen. Von 150 zu 150 Schritten wird neben der Chauffee ein Pfahl eingeschlagen, Fichten- oder Föhrenäste werden darüber gehangen, die Schießhütte ist fertig. Der Jäger kriecht hinein und lauert. Das dauert manchmal ziemlich lange. Die Kronawetter sind schlau, schlauer fast wie die Krähen. Ehe ein Flug einfällt, schießt er stets seinen Späher aus, einen alten, erfahrenen, gewikten Kronawetterchen, der sich nicht so leicht etwas vormachen läßt. Der sitzt auf einer Baumspitze, äugt und lauscht. Hält er die Luft für rein, dann giebt er das Zeichen. Sofort kommt's herangefegelt wie eine Wolke. Ueber dem Einsaßbaum dreht sich der Schwarm ein-, zweimal im Kreise. Kann diesen Moment der Jäger benutzen und losdrücken, dann winkt ihm reiche Beute; bis zu zehn Vögel können fallen. Der alte Aufpasser ist nicht unter den Fressenden. Von seinem Baumwipfel aus hält er Umschau (sobald er etwas Verdächtiges merkt, erhebt er seinen prasselnden schnarrenden Warnungsruß und der Schwarm zerstreut in alle Winde. In manchen Gegenden erscheinen die Krammetsvögel so zahlreich, daß Leute auf die Jagd gehen, um ein Geschäft zu machen. Für einen Krammetsvogel, dem weder der Schnabel und Kopf noch ein Ständer verlehrt ist, zahlt der Händler im Durchschnitt 18 Pf., ist der Vogel aber an einer der genannten Stellen beschädigt, so gilt er nur 6–8 Pf. Die meisten der in Mitteldeutschland geschossenen Krammetsvögel gehen nach Frankreich. Dort laßt man nur unbeschädigte Exemplare; deshalb die Anlese. An jedem „schönen“ Krammetsvogel verdient der exportierende Händler rund 20 Pf. —

— **Das Neusein in der feinen Hundewelt** sind Armbänder. Meistens zieht man dem Hunde ein „Armband“ an, in der Regel am linken Vorderfuße. Es giebt aber auch Edelsteine unter den Hunden, die zwei bis drei Armbänder tragen. Die Armbänder sind aus Gold und mit Edelsteinen besetzt. Auf einer Goldplatte ist der Name des Eigenthümers in kleinen Diamanten angebracht. Diese Hunde-Armbänder kosten 500–2000 Fr., je nach der Zahl und Art der Edelsteine, mit denen sie geschmückt sind. So berichtet man aus Paris. — Zu unserer neulichen Notiz über die Pariser „Hundehochzeit“ ist noch nachzutragen: Herr Gpbruff, der Mann jener Frau, die die „Hochzeit“ ausgerichtet, ärgerte sich mächtig über die Urtheile, welche die Pariser Presse über das Tollhausstück abgegeben. Und in seiner Wuth ging er hin und forderte einen der respektlosen Journalisten. Das Duell fand auch wirklich statt. Blut floß zwar kein, aber der Ehre des Mannes der Hundeliebhaberin war genüge gethan. —

— **Reichthum und Armut in England.** Die reichsten Männer, die im Jahre 1896 in England gestorben sind, haben an Vermögen hinterlassen: Sir Charles Booth, Destillateur, London 1927 107 Pfund Sterling (1 Pfund = 20 Sch.), Sir Julian Goldsmith, Parlamentsmitglied 974 425 Pfund Sterling. Sir Edw. Bates, Schiffseigenthümer, Liverpool 819 360 Pfund St., George Holt, Schiffseigenthümer, Liverpool 594 480 Pfund St., Edward Henry Hills, Chemikalien-Fabrikant 750 077 Pfund St., Frank Ernest Hills, Penshurst 603 913 Pfund St., Henry Townshend, Warwick, Theilhaber der Brauerei-Firma Samuel Allsopp u. Sons 610 469 Pfund St., Edw. Henry King, London, früher in Montreal 655 680 Pfund St., Donald Barnack, Direktor der Bank von Neu-Süd-Wales, London 610 452 Pfund St., John Smith, London, früher in Buenos Ayres 428 797 Pfund St., James Reid Steward, Eisenfabrikant, Glasgow 699 107 Pfund St. — Andererseits vergeht in London kaum eine Woche, ohne daß der Coroner bei der Leichenschau erklären muß: Gestorben infolge völliger Entkräftung. — an Hunger. —

Literarisches.

— **Manuskriptfälschung.** Ein Antiquar hatte, wie das „Leipziger Tageblatt“ erfährt, kürzlich ein Manuskript erworben, das er einem heraldischen Vereine anbot. Es bestand aus einem Verzeichniß der Patrizier der freien Reichsstadt Ulm, mit beigefügten Wappensteinen, aus dem Jahre 1618, einem „Theatrum virorum memorandum“, darunter Georg v. Frondsberg, Franz v. Sidingen, Ulrich v. Gutten und andere, sowie „Georgen v. Frondsberg's Exercier-Regula, nach jehigem Ersforderniß eingerichtet durch Everhardum Wechermann, Ulmensem 1618“ — alles mit gemalten Porträts, farbigen Abbildungen und Federzeichnungen reich aus-

gestattet. Wie sich nun bei genauer Prüfung herausgestellt hat, liegen hier Fälschungen vor; denn die eigenartige Handschrift und andere Kennzeichen erweisen, daß jene Schriftstücke mit Zubehör von der Hand desselben Menschen herrühren, der das von 1436 datirte „Heidelberger Turnierbuch“ herstellte, das 1868 über London nach Heidelberg gelangte und hier für die städtische Antiquitäten-Sammlung angekauft wurde. —

Theater.

— Im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater ist die schon recht stattliche Reihe der verunglückten Neuheiten am Montag weiter um ein Drama vermehrt worden durch „Das Edikt des Kaisers“ von Heinrich Driesmanns. Ein bilderstürmender Kaiser namens Leo bringt wie das Donnerwetter durch sein Edikt alles um, was über die platte Prosa von Byzanz hinausragen möchte. Bildhauer, Bildwerke, Modelle und selbst schlechte Dichter, alles wird von ihm verrungenirt. Da scheint es plötzlich, als ob die Tochter des Potentaten sterben müßte, und nun muß ein gesangener Künstler von der mauertodt daliegenden Schönen zum Andenken ein Bildwert machen. Just wie Kasperle im Polichinelltheater wacht das gute Wesen aber nach drei Tagen wieder auf und verlobt sich mit dem Schöpfer ihres Bildnisses. Es kommt zu einem abscheulichen Familientrach, in dem der Kaiser sogar sein eigen Fleisch und Blut, das wider das Edikt gehandelt, dem Gesehe zum Opfer bringen will. Schließlich aber wendet sich alles zum guten. Der Kaiser giebt dem Bildhauer die Prinzessin und begnügt sich selbst mit einer — abgelegten Geliebten des Künstlers. Das Personal des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters verblieb während der ganzen Dauer der Aufführung des tragikomischen Stückes völlig ernst und verdient schon deshalb uneingeschränktes Lob. —

Geographisches.

— **Besteigung des Aconcagua.** Der englische Alpinist E. A. Fitzerald hat im Oktober vergangenen Jahres seine Expedition zur Besteigung des Aconcagua, des höchsten Berges von Südamerika, angetreten und sich mit einem Stabe von Fachgelehrten umgeben, um auch die wissenschaftliche Durchforschung der ganzen Umgebung vornehmen zu können. Um die Wirkungen der Bergkrankheiten besser zu beobachten, beabsichtigt er, nur allmählig seine Stationen nach der Höhe vorrücken zu lassen und hofft, auf diese Weise auch die höheren Gipfel des Himalaya-Gebirges später erklimmen zu können. —

Physikalisches.

— Die Temperatur der glühenden Fasern in den elektrischen Lampen erreicht nach den neuesten Untersuchungen gewöhnlich und fast unverändert die Höhe von 1565 bis 1588 Grad Celsius. Für die dicksten Fasern, die das lebhafteste Licht geben, steigt die Temperatur höchstens auf 40 Grad über diesen Werth. —

Humoristisches.

— Die bellende Frau. Eine eigenartige Beleidigungs-Klage zog sich, weil sie gebellt hat, die Häuslersfrau Golda in Dzierkowitz bei Rattowitz zu. Der Gendarm Seidel hatte den Ehe-mann der Golda zur Bestrafung gemeldet, weil er einen angeblich bissigen Hund frei umherlaufen ließ. Der Besitzer mußte daher eine Ordnungsstrafe zahlen, und das ärgerte seine Ehefrau so sehr, daß sie, sobald der Gendarm vorbeikam, ihn immer anbellte. Der Gendarm erblickte in der sonderbaren Begrüßung eine Beleidigung im Ante und stellte Strafantrag. —

— **Remischen** nennt man in einigen Gegenden der Rhein-pfalz das kleinste Maß Wein, ein Viertel Liter. Ueber die Entstehung des Wortes geht folgende Geschichte. In Kreuznach lebte vor ungefähr 200 Jahren ein alter Winzer „in seinem Vorbehalt“. Er hatte eine Wirtshausstube sich gewählt, wo er jeden Tag seine 15 bis 16 gute halbe Schoppen trank. Da merkten andere Gäste, welche da saßen, daß er, während die Gäste noch bei ihrem Weine saßen, so drei- bis viermal kam. Dann lachten sie ihn sehr oft aus. Dieses kränkte den alten Winzer sehr. Jetzt dachte er darüber nach, was machen? Gut, bei dem Wirtshausgebäude an der anderen Seite ging man durch die Wagenremise in den Keller. Da sagte er zu dem Wirtshaus: „So, da stellst Du mir ein Tischchen und einen Stuhl hin; ich brauche mich von den Buben nicht auslachen zu lassen. So trinke ich meinen Wein hier.“ Als dies so eine Zeit lang dauerte, so sagten sie zu dem alten Winzer Remise und später Remischen, und so pflanzte sich der Name „Remischen“ bis zu jehiger Zeit fort und ist jetzt noch in der ganzen Umgegend gebräuchlich. —

— Die höchste Versicherung gegen — Feuer. Ein englischer Bischof, so wird dem „N. N.“ aus London geschrieben, traf jüngst bei einem Essen mit einem wohlthätigen, aber etwas einfältigen Millionär zusammen, der sich an offener Tafel rühmte, daß er jährlich den Armen baare 40 000 M. zukommen lasse. „Wissen Sie“, sagte er, „ich denke, das gehört sich. Ist so eine Art Pflicht in meiner Stellung. Ich weiß nicht, was mit dem Geld geschieht; aber es geht an wohlthätige Anstalten, so viel weiß ich, und um mehr kümmern ich mich nicht — 40 000 M. jedes Jahr!“ — „Was“, sagte der Bischof, „Sie sagen wirklich, daß Sie jährlich 40 000 M. an die Armen weggeben?“ — „Gewiß, mein Herr, das ist so.“ — „Nun“, antwortete der Bischof rubig, „das ist die höchste Versicherung gegen — Feuer, von der ich je gehört habe.“ —